



Mark Twain

Bummel durch Deutschland

insel taschenbuch

Im Jahr 1878 trat Mark Twain mit einer kleinen Reisegruppe, die aus seiner Familie und einigen Freunden bestand, eine anderthalb Jahre dauernde Reise durch Europa an. Sie führte ihn unter anderem durch Deutschland – von Hamburg aus über Frankfurt, Heidelberg nach Süddeutschland. *Bummel durch Deutschland* enthält Twains Bericht seiner vergnüglichen Reiseerlebnisse in Deutschland. Verblüfft beobachtet er die seltsamen Rituale schlagender Korpsstudenten in Heidelberg; absonderlich erscheint ihm die deutsche Oper: »eine Katzenmusik, die Lohengrin heißt«; und von der Rhein-Sage hat er eine ganz eigene Version ... Auch in seinem Reisebericht zeigt sich Mark Twain einmal mehr »als ein brillanter Satiriker, der in den Deutschen einen dankbaren Gegenstand für seine spritzigen und ungemein komischen Auslassungen gefunden hat«. (*Neue Zürcher Zeitung*)

Mark Twain (d. i. Samuel Langhorne Clemens), geboren am 30. November 1835 in Florida/Missouri, ist am 21. April 1910 in Redding/Connecticut gestorben.

insel taschenbuch 3472
Mark Twain
Bummel durch Deutschland



Mark Twain Bummel durch Deutschland

Aus dem Englischen von
Gustav Adolf Himmel
Insel Verlag

insel taschenbuch 3472
Erste Auflage 2010
© dieser Ausgabe: Insel Verlag Berlin 2010
Für die Übersetzung:
© Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1963
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-35172-6

I 2 3 4 5 6 – I5 I4 I3 I2 II IO

Bummel durch Deutschland

Kapitel I

Eines Tages fiel mir ein, daß der Welt schon seit Jahren nicht mehr der Anblick eines Mannes geboten worden war, der Verwegenheit genug besaß, zu Fuß eine Reise durch Europa zu unternehmen. Gründliches Nachdenken überzeugte mich, daß ich geeignet war, der Welt zu diesem Anblick zu verhelfen. Also entschloß ich mich dazu. Das war im März 1878.

Ich suchte nach dem rechten Mann, der mir als Reisebegleiter dienen würde, und stellte schließlich einen Mr. Harris ein.

Es war noch dazu meine Absicht, mich während meines Aufenthaltes in Europa mit den schönen Künsten zu befassen. Mr. Harris dachte da ganz wie ich. Er war ein ebenso begeisterter Kunstjünger wie ich und nicht weniger als ich darauf aus, malen zu lernen. Ich wünschte außerdem, die deutsche Sprache zu erlernen; Harris wünschte es gleichfalls.

Gegen Mitte April liefen wir auf der *Holsatia* (Kapitän Brandt) aus und hatten eine wahrhaft vergnügliche Überfahrt.

Nach kurzer Rast in Hamburg trafen wir wegen des milden Frühlingswetters Vorbereitungen für eine lange Fußreise nach Süden, änderten jedoch (aus privaten Gründen) im letzten Augenblick unser Programm und nahmen den Schnellzug.

Wir machten kurz in Frankfurt halt und fanden diese Stadt interessant. Gerne hätte ich die Stelle aufgesucht, an

der Gutenberg geboren wurde, aber es ging nicht, da nicht überliefert ist, wo das Haus stand. Also verbrachten wir statt dessen eine Stunde im Goethehaus. Die Stadt läßt es zu, daß dieses Haus Privatleuten gehört, anstatt sich mit der Ehre zu schmücken und auszuzeichnen, es zu besitzen und zu beschirmen.

Frankfurt ist eine von den sechzehn Städten, die sich des Vorzugs erfreuen, der Ort zu sein, an dem sich der folgende Zwischenfall ereignete. Karl der Große gelangte, als er die Sachsen verfolgte (wie *er* sagte), oder als er von den Sachsen verfolgt wurde (wie *sie* sagten), im Morgengrauen bei Nebel an das Ufer des Flusses. Der Feind war entweder vor ihm oder hinter ihm, aber auf alle Fälle wollte Karl hinüber, und zwar sehr. Er hätte alles um einen Fremdenführer gegeben, aber es war keiner zu beschaffen. Schließlich sah er, wie sich eine Hirschkuh mit ihrem Jungen dem Wasser näherte. Er beobachtete sie, denn er sagte sich, daß sie gewiß eine Furt suche, und da irrte er sich nicht. Sie watete durch den Fluß, und das Heer watete hinterher. So wurde ein großer fränkischer Sieg erfochten oder eine große fränkische Niederlage vermieden; und zur Erinnerung an diese Episode befahl Karl der Große, daß an genau der Stelle eine Stadt gebaut werde, die er Frankfurt nannte – die Furt der Franken. Keine von den anderen Städten, in deren Nähe dieses Ereignis stattfand, wurde danach benannt – ein stichhaltiger Beweis, daß Frankfurt der erste Ort war, an dem es sich zutrug.

In Frankfurt wurde mir eine Lehre in Volkswirtschaft erteilt. Ich brachte von zu Hause eine Kiste mit eintausend sehr billigen Zigarren mit. Zu Versuchszwecken ging ich in einen kleinen Laden in einer wunderlichen alten Seiten-

straße, erwarb vier buntbeklebte Schachteln Wachshölzer und drei Zigarren und legte eine Silbermünze im Werte von 48 Cents hin. Der Mann gab mir 43 Cents heraus.

In Frankfurt trägt jedermann reinliche Kleidung, und diese ungewöhnliche Beobachtung machten wir wohl auch in Hamburg und in den Dörfern am Wege. Selbst in den engsten und ärmsten und ältesten Vierteln Frankfurts schießen ordentliche und saubere Kleider die Regel. Die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts waren fast immer so adrett, daß man sie auf den Schoß nehmen konnte, und die Uniformen der Soldaten schließlich waren Neuheit und schmucke Pracht in letzter Vollendung. Kein Schmutz, kein Körnchen Staub war auf ihnen zu entdecken. Die Straßenbahnschaffner und -fahrer trugen hübsche Uniformen, die wie frisch aus der Putzschachtel aussahen, und ihr Benehmen war nicht weniger fein als ihre Kleidung.

In einem der Läden stieß ich durch einen glücklichen Zufall auf ein Buch, das mich fast mehr bezauberte, als ich zu sagen vermag. Sein Titel lautet »Rheinsagen von Basel bis Rotterdam von F. J. Kiefer; übersetzt von L. W. Garnham, B. A.«

Alle Reisenden *erwähnen* die Rheinsagen auf diese gelassene Art, die besagen soll, der Erwähner sei sein Leben lang mit ihnen vertraut gewesen und sie könnten dem Leser doch wohl kaum unbekannt sein –, aber kein Reisender *erzählt* sie jemals. Dieses kleine Buch fütterte mich also an einer sehr hungrigen Stelle; und ich meinerseits beabsichtige, meinen Lesern ein paar Happen aus derselben Speisekammer vorzusetzen. In dem Kapitel, das den »Frankfurter Sagen« gewidmet ist, finde ich folgendes:

Der Schelm von Bergen

Zu Frankfurt auf dem Römer gab es beim Krönungsfest einen großen Maskenball, und in dem hell erleuchteten Saal lud die klingende Musik zum Tanz, und gar herrlich erschienen die reichen Gewänder und die Geschmeide der Damen und die festlich gekleideten Fürsten und Ritter. Alles schien Frohsinn und Freude und schalkhafte Narretei, nur einer unter den vielen Gästen bot einen düsteren Anblick; aber gerade die schwarze Rüstung, in der er umherging, erregte allgemeines Aufsehen, und sowohl seine hohe Gestalt als auch der edle Anstand seiner Gebärden zogen insbesondere die Aufmerksamkeit der Damen auf sich. Wer der Ritter war? Niemand konnte es erraten, denn sein Visier war wohlverschlossen, und nichts machte ihn kenntlich. Stolz und doch bescheiden näherte er sich der Kaiserin, ließ sich vor ihr auf ein Knie herunter und bat um die Gunst eines Tanzes mit der Königin des Festes. Und sie erlaubte ihm, um was er sie bat. Mit leichten, anmutigen Schritten tanzte er durch den langen Saal mit der Kaiserin, die noch nie einen behenderen und trefflicheren Tänzer gefunden zu haben glaubte. Aber auch durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens und seine schicklichen Reden wußte er die Herrscherin zu gewinnen, und sie gewährte ihm gnädig einen zweiten Tanz, um den er bat, und auch ein dritter und ein vierter und noch weitere wurden ihm nicht verwehrt. Wie da alle zu dem glücklichen Tänzer hinschauten, wie ihn da viele um die hohe Gunst beneideten, wie da die Neugierde wuchs, wer der maskierte Ritter sein mochte!

Auch der Kaiser wurde immer neugieriger, und mit großer Spannung erwartete man die Stunde, da nach Masken-

gesetz alle maskierten Gäste sich zu erkennen geben würden. Der Augenblick kam heran, aber obwohl alle anderen ihre Masken abnahmen, weigerte sich der geheimnisvolle Ritter, sein Gesicht sehen zu lassen, bis schließlich die Kaiserin, von Neugierde gedrängt und ärgerlich über die hartnäckige Weigerung, ihm befahl, sein Visier zu öffnen. Er öffnete es, und keiner der hohen Herren und Damen kannte ihn. Aber aus der Zuschauermenge traten zwei Männer heran, die den schwarzen Tänzer erkannten, und Grauen und Entsetzen griffen im Saal um sich, als sie verkündeten, wer der angebliche Ritter war. Es war der Scharfrichter von Bergen. Flammend vor Zorn befahl der Kaiser, daß man den Schurken ergreife und dem Tod überantworte, der es gewagt hatte, mit der Kaiserin zu tanzen, und so seine Gemahlin erniedrigt und die Krone beleidigt habe. Der Tadelnswerte warf sich dem Kaiser zu Füßen und sprach:

»Ich habe wahrlich gegen alle edlen Gäste gesündigt, die hier versammelt sind, aber am schwersten gegen Euch, mein Herrscher, und meine Kaiserin. Die Kaiserin wurde beleidigt durch meinen Hochmut, der einem Treuebruch gleichkommt, aber keine Strafe, nicht einmal Blut, vermag die Schande zu tilgen, die ihr durch mich erlitten habt. Darum erlaubt mir, o, Kaiser, ein Mittel vorzuschlagen, das die Schmach auslöscht, als sei sie nicht geschehen. Zieht Euer Schwert und schlagt mich zum Ritter, und ich werde einem jeden meinen Handschuh hinwerfen, der es wagt, unehrerbietig von meinem Herrscher zu reden.«

Dieser kühne Vorschlag überraschte den Kaiser, jedoch erschien er ihm als der weiseste. »Ihr seid ein Schelm«, erwiderte er nach einem Augenblick des Nachdenkens, »aber Euer Rat ist gut und zeigt Bedachtsamkeit, wie Eure Misse-

tat Wagemut verrät.« Und damit vollführte er den Ritterschlag. »Also erhebe ich Euch in den Adelsstand; Ihr, die Ihr um Gnade für Eure Missetat bittet, kniet nun vor mir und steht als Ritter auf; wie ein Schelm habt Ihr gehandelt, und so sollt Ihr hinfort der Schelm von Bergen heißen.« Und frohen Mutes erhob sich der schwarze Ritter; ein dreimaliges Hoch wurde zu Ehren des Kaisers ausgebracht, und laute Freudenrufe bezeugten die Zustimmung der Gäste, als die Kaiserin nun noch einmal mit dem Schelm von Bergen tanzte.

Kapitel 2

Heidelberg

Wir stiegen in einem Hotel in der Nähe des Bahnhofs ab. Am nächsten Morgen, als wir in meinem Zimmer auf das Frühstück warteten, wurden wir mächtig von Dingen gefesselt, die sich gegenüber vor einem anderen Hotel taten. Zuerst erschien in der Tür die Persönlichkeit, die Portier genannt wird (eine Art Erster Steuermann im Hotel; siehe Anhang A), angetan mit einer blitzsauberen Tuchuniform mit funkelnden Messingknöpfen und Goldlitze um Mütze und Ärmelaufschläge; und weiße Handschuhe trug er auch. Er warf einen dienstlichen Blick auf die Lage und begann dann, Befehle zu erteilen. Zwei Mägde kamen mit Eimern und Besen und Bürsten heraus und scheuerten das Trottoir gründlich sauber; unterdessen schrubbten zwei andere die vier Marmorstufen, die zum Eingang hinaufführten. Dahinter sahen wir mehrere Hausdiener den Teppich auf der großen Treppe hochheben. Dieser Teppich wurde fortgetragen und das letzte Körnchen Staub aus ihm herausgeklopft und

-gebürstet; dann wurde er zurückgebracht und wieder hingelegt. Die Messingleisten an den Stufen ließen eine erschöpfende Politur über sich ergehen, bevor man sie in ihre Halter zurückschob. Nun brachte ein Trupp Bediensteter Töpfe und Kübel mit blühenden Pflanzen und gruppierte sie zu einem wunderschönen Dschungel um den Eingang und das untere Treppende. Andere schmückten sämtliche Balkone in den verschiedenen Stockwerken mit Blumen und Bannern; noch andere stiegen aufs Dach und hißten eine große Fahne an der Stange dort oben. Nun kamen einige weitere Zimmermädchen und überarbeiteten das Trottoir, und hinterher wischten sie die Marmorstufen mit feuchten Tüchern und staubten sie zum Schluß mit Federquasten ab. Nun wurde ein breiter schwarzer Teppich herausgeschleppt und die Marmorstufen hinunter und quer über das Trottoir zum Bordstein hin ausgerollt. Der Portier warf einen Blick daran entlang und stellte fest, daß er nicht vollkommen gerade lag; er befahl, daß man ihn geradeziehe; die Bediensteten gaben sich Mühe – gaben sich mehrfach Mühe, um es genau zu sagen –, aber der Portier war nicht zufrieden. Er ließ ihn schließlich aufnehmen, und dann legte er ihn selber hin, und da lag er richtig.

An diesem Punkt der Handlung wurde ein schmaler hellroter Teppich entrollt und von der obersten Marmorstufe bis an den Bordstein als Mittelstreifen auf den schwarzen Teppich gelegt. Dieser rote Pfad bereitete dem Portier noch mehr Verdruß als der schwarze. Aber er schob ihn geduldig hin und her und vor und zurück, bis er vollkommen richtig und in der Mitte des schwarzen Teppichs lag. In New York hätten diese Darbietungen eine gewaltige Schar neugieriger und brennend interessierter Zuschauer angelockt;

hier jedoch fesselten sie lediglich ein Publikum von einem halben Dutzend kleiner Jungen, das quer über den Gehsteig aufgereiht stand. Ein paar Jungen trugen einen Schultornister auf dem Rücken, andere hatten die Arme voller Bündel und Pakete; alle folgten der Vorstellung selbstvergessen und hingebungsvoll. Hin und wieder hüpfte einer von ihnen unehrerbietig über den Teppich und bezog auf der anderen Seite Stellung. Den Portier ärgerte das jedesmal sichtlich.

Nun folgte eine Wartepause. Der Besitzer stellte sich in einfacher Kleidung und barhäuptig auf die unterste Marmorstufe in eine Höhe mit dem Portier, der am anderen Ende derselben Stufe stand. Sechs oder acht Kellner, behandschuht, barhäuptig und in ihrem weißesten Linnen, ihrer weißesten Krawatte und ihrem besten Frack, gruppierten sich um diese beiden Häuptlinge, ließen jedoch den Teppichweg frei. Niemand sprach oder rührte sich jetzt noch; alles wartete nur.

Als bald hörte man das schrille Pfeifen eines einfahrenden Zuges, und augenblicklich liefen Leute auf der Straße zusammen. Zwei oder drei offene Kutschen trafen ein und setzten ein paar Ehrendamen und Hofbeamte vor dem Hotel ab. Kurz darauf brachte eine andere offene Kutsche den Großherzog von Baden, einen stattlichen Mann in Uniform mit dem hübschen messingbeschlagenen Pickelhelm der Armee auf dem Kopf. Als letzte kamen die Kaiserin von Deutschland und die Großherzogin von Baden in einer geschlossenen Kutsche. Diese beiden gingen zwischen den sich tief verneigenden Bediensteten hindurch und verschwanden im Hotel, uns nur einen Blick auf ihren Hinterkopf gewährend, und die Vorstellung war zu Ende.

Es scheint nicht weniger schwierig zu sein, einen Souverän anzulanden, als ein Schiff vom Stapel zu lassen.

Aber nun zu Heidelberg. Die Tage wurden allmählich ziemlich warm, ja, sogar sehr warm. Darum verließen wir das Tal und bezogen Quartier im Schloß-Hotel auf dem Berg oberhalb des Schlosses. – Heidelberg liegt am Ausgang einer engen Schlucht – einer Schlucht in Form eines Hirtenstabes: schaut man in ihr talaufwärts, sieht man, daß sie etwa zwei Kilometer weit fast gerade verläuft, dann einen scharfen Knick nach rechts macht und verschwindet. Diese Schlucht – über deren Boden sich der schnelle Neckar ergießt – wird eingeschlossen von (oder wurde eingehauen zwischen) zwei langen, steilen Bergrücken, die dreihundert Meter hoch und bis an den Kamm dicht bewaldet sind, mit Ausnahme eines Stückes, das gerodet wurde und nun beakert wird. Diese Bergrücken sind am Ausgang der Schlucht abgehackt und bilden zwei steile, in die Augen fallende Vorgebirge, zwischen denen Heidelberg behaglich ruht; zu ihren Füßen erstreckt sich die blasse Weite des Rheintals, und in diese Weite wandert der Neckar in leuchtenden Schleifen davon, bis er schließlich dem Auge verlorengeht.

Wenn man sich nun umdreht und noch einmal die Schlucht hinaufschaut, sieht man zur Rechten das Schloßhotel hoch oben auf einer Steilklippe über dem Neckar – einer Steilklippe, die so üppig mit Blattwerk gepolstert und verhüllt ist, daß nichts von dem Felsen darunter hervorschaut. Das Gebäude sieht sehr luftig aus dort oben. Es scheint auf ein Sims in halber Höhe des bewaldeten Berghanges gesetzt worden zu sein; und da es einsam und für sich allein steht und sehr weiß ist, zeichnet es sich kräftig gegen den himmelanstrebenden Laubwall in seinem Rücken ab.

Dieses Hotel bot eine Besonderheit, die eine entschiedene Neuheit darstellte und die sich jedes Haus in beherrschender Lage mit Nutzen zu eigen machen könnte. Diese Besonderheit ließe sich als eine Folge verglaster Salons beschreiben, *die sich außen ans Haus klammerten*, vor jedem Schlafzimmer und jeder Stube. Sie sehen aus wie lange, schmale, hohe, am Haus aufgehängte Vogelkäfige. Mein Zimmer war ein Eckzimmer und hatte daher zwei von diesen Dingern, eins nach Norden und eins nach Westen.

Aus dem Nordkäfig blickt man die Neckarschlucht hinauf; aus dem westlichen blickt man die Schlucht hinunter. Letzterer gewährt die weiteste Aussicht und dazu noch eine der lieblichsten, die man sich vorstellen kann. Aus einem Gewoge lebhaft grünen Laubwerks erhebt sich einen Flintenschuß entfernt die gewaltige Ruine des Heidelberger Schlosses mit leeren Fensterbögen, efeugepanzten Zinnen, zerbröckelten Türmen – der Lear der unbelebten Natur: verlassen, der Krone verlustig, von Stürmen gepeitscht, aber immer noch königlich und schön. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn abends das Sonnenlicht auf den Hang am Fuß des Schlosses trifft und an ihm hochschießt und es wie in leuchtende Gischt taucht, während das anstoßende Gehölz in tiefem Schatten liegt.

Hinter dem Schloß schwillt ein großer, kuppelförmiger, waldbestandener Berg und dahinter ein stolzerer, erhabenerer. Das Schloß blickt auf die dichtgedrängte braungedachte Stadt hinunter; und von der Stadt aus überspannen zwei malerische alte Brücken den Fluß. Nun weitet sich der Blick; durch das Tor der Schildwache stehenden Vorgebirge schaut man auf die weite Rheinebene hinaus, die sich sanft und vielfarbig ausbreitet, allmählich und traumhaft

verschwindet und schließlich unmerklich im fernen Horizont zerschmilzt.

Ich habe mich noch nie einer Aussicht erfreut, die solch einen heiteren und befriedigenden Zauber gewährte wie diese.

An unserem ersten Abend gingen wir früh zu Bett und schlafen; aber ich wachte nach zwei oder drei Stunden auf und lag eine behagliche Weile da und horchte auf das beruhigende Plätschern des Regens gegen die Balkonfenster. Ich hielt es für Regen, aber es stellte sich heraus, daß es nur das Rauschen des ruhlosen Neckars war, der tief unten in der Schlucht über seine Dämme dahinschoß. Ich stand auf und ging in den Westbalkon, und hier bot sich mir ein zauberhafter Anblick. Unter der schwarzen Masse des Schlosses lag tief am Fluß entlang die Stadt, das verschlungene Spinnengewebe der Straßen von funkelnden Lichtern wie mit Edelsteinen besetzt; Lichterreihen hingen auf den Brücken; diese warfen Lanzen aus Licht auf das Wasser im schwarzen Schatten der Bögen; und weit hinten am äußersten Rand dieses Märchenspiels blinkte und glühte eine dichtgehäufte Vielzahl von Gasflammen, die sich über viele Morgen Land zu erstrecken schien; es sah aus, als seien alle Diamanten der Welt dort ausgestreut worden. Ich wußte bis dahin nicht, daß ein Kilometer einer sechsgleisigen Eisenbahnstrecke solch ein Schmuck sein konnte.

Man sagt sich wohl, daß Heidelberg bei Tag – mit seiner Umgebung – die äußerste Möglichkeit des Schönen darstelle; aber wenn man Heidelberg bei Nacht sieht, eine herabgefallene Milchstraße mit dem glitzernden Sternbild Eisenbahn an ihrem Rand, braucht man Zeit, um das Urteil zu überdenken.

Niemals wird man müde, in den Wäldern herumzustöbern, die all diese stattlichen Neckarberge bis zum Gipfel bekleiden. Die großen Tiefen eines grenzenlosen Waldes wirken in jedem Land ihren berückenden und ergreifenden Zauber; aber die deutschen Sagen und Märchen verliehen jenen Wäldern noch einen Zauber dazu. Sie bevölkerten die ganze Gegend mit Gnomen, Zwergen und allerlei anderen nicht geheuren Geschöpfen. Zu der Zeit, von der ich hier schreibe, hatte ich so viel von dieser Literatur gelesen, daß ich manchmal nicht sicher war, ob ich nicht anfang, an Gnome und Feen als an wirkliche Wesen zu glauben.

Eines Nachmittags verirrte ich mich etwa eineinhalb Kilometer vom Hotel entfernt im Wald, und alsbald verfiel ich in allerhand versonnene Gedankengänge über Tiere, die sprechen können, und Kobolde und verhexte Leute, und was es da sonst noch an reizendem Märchenzeug gibt; und nachdem ich so meine Einbildungskraft tüchtig angefacht hatte, bildete ich mir schließlich ein, ich sähe kleine Schatten hier und dort durch die säulengesäumten Chorgänge des Waldes flitzen. Der Ort war ganz besonders dazu geeignet. Es war ein Tannenwald mit solch einem dicken und weichen Teppich aus braunen Nadeln, daß die Schritte nicht lauter darauf klangen, als wenn man auf Wolle trat; die Stämme der Bäume waren so rund und gerade und glatt wie Säulen und standen dicht beieinander; sie waren ohne Äste bis etwa fünfundzwanzig Fuß über dem Boden und von da an aufwärts so eng mit Zweigen besetzt, daß kein einziger Sonnenstrahl durchdrang. Die Welt draußen lag im hellen Sonnenschein, aber dort herrschte dichte, milde Dämmerung und dazu eine solch tiefe Stille, daß ich meine eigenen Atemzüge zu hören schien.